



Ist ein „Kampf der Kulturen“ unausweichlich?

Zur Ökumenischen Dekade zur
Überwindung von Gewalt
im Kontext der Diskussion über
Auswirkungen der Globalisierung

VON KONRAD RAISER

I.

Im Sommer 1993 veröffentlichte der amerikanische Politologe Samuel Huntington in der Zeitschrift *Foreign Affairs* einen Aufsatz mit dem Titel *The Clash of Civilizations*. Der Artikel, der eine ungewöhnlich breite Diskussion auslöste, war ein Versuch, die veränderte globale Sicherheitslage und die spezifischen nationalen Interessen der USA nach dem Ende des Kalten Krieges zu analysieren. Drei Jahre später legte Huntington ein Buch zum gleichen Thema vor, das in deutscher Fassung unter dem nicht ganz glücklichen Titel *Der Kampf der Kulturen* zugänglich ist (München 1996). Die zum Teil leidenschaftlich geführte Debatte über die Thesen von Huntington geht unvermindert weiter. Sie ist offenkundig von unmittelbarer Bedeutung für das ökumenische Projekt einer Dekade zur Überwindung von Gewalt.

Inzwischen hat die Vollversammlung der Vereinten Nationen am 4. November 1998 beschlossen, das Jahr 2001 als Jahr der Vereinten Nationen für einen Dialog zwischen den Zivilisationen bzw. Kulturen zu proklamieren. Der Beschluss geht auf einen von der Konferenz islamischer Staaten unterstützten Vorschlag des iranischen Staatspräsidenten Khatami zurück und versteht sich ausdrücklich als Antwort auf die Prognose von Huntington. Damit wird eine bewusste Schwerpunktsetzung der Vereinten Nationen fortgeführt, die 1995 mit einem Jahr der Toleranz begonnen hatte und in diesem Jahr wieder aufgenommen wird mit einem Internationalen Jahr für die Kultur des Friedens. Zugleich wird der Boden bereitet für die geplante *Internationale Dekade für eine Kultur des Friedens und der*

Gewaltlosigkeit für die Kinder der Welt, auf die auch die Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Harare mit ihrem Beschluss zu einer Dekade zur Überwindung von Gewalt ausdrücklich Bezug nahm.

Kürzlich wurde bekannt, dass Papst Johannes Paul II. seine Friedensbotschaft für den Beginn des Jahres 2001 unter das Thema *Dialog der Kulturen für eine Zivilisation der Liebe und des Friedens* stellen will. Ausgehend von der Beobachtung, dass der Prozess der Globalisierung als Gegenbewegung die Verteidigung von kulturellen Identitäten stärkt, will der Papst der Sorge entgegenwirken, dass es zu einem Kampf der Kulturen kommen könne, wo Macht und Herrschaft die einzigen Wertmaßstäbe sind.

Die Frage drängt sich daher auf: Ist der Kampf der Kulturen unausweichlich, und was ergibt sich aus dieser Analyse für den Ansatz, die Planung und Durchführung einer Ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt? Beide Fragen – das hat bereits dieser kurze Überblick über die Diskussion gezeigt – hängen aufs engste zusammen mit der Kontroverse über Interpretation und Einschätzung des Prozesses der Globalisierung und seiner Auswirkungen. Dies ist auch der Ausgangspunkt bei Huntington. Entgegen der weit verbreiteten Annahme, dass wir als Folge des Prozesses der Modernisierung und der damit verbundenen weltweiten Ausbreitung westlicher Wertmaßstäbe einer universalen Einheitskultur entgegengehen, versucht Huntington zu zeigen, dass Modernisierung und Verwestlichung keineswegs gleichgerichtete Prozesse sind; dass die Vormachtstellung des Westens im 20. Jahrhundert zurückgehen werde und dass wir schon jetzt eine Wiederbelebung alter kultureller Identitäten erleben, vor allem in den islamischen Ländern und in Asien, die sich durchaus mit Modernisierungsanstrengungen verbinden kann. Huntington sieht die Welt nach 1990 als polyzentrischen Raum von neun Hauptkulturen, deren Beziehungen ein großes Konfliktpotential enthalten. Es ist seine realistische Prognose, dass diese Konflikte im Zusammenprall der Kulturen an die Stelle des früheren Gegensatzes der ideologischen Blöcke treten werden.

Die Frage ist darum, wie diese potentiellen oder schon aktuellen Konflikte bewältigt werden. So deutlich es das Interesse von Huntington ist, die westliche Welt und insbesondere die USA als die wirtschaftliche und militärische Vormacht des Westens auf diese neue Konstellation einer polyzentrischen und multikulturellen Welt vorzubereiten, so wenig hält er selbst den „Kampf“, d.h. den gewaltsamen Austrag dieser Konflikte, für unausweichlich. Seiner Analyse ist mit historischen und empirischen Argumenten vielfältig widersprochen worden. Vor allem die idealtypische

Unterscheidung der auf relative Homogenität drängenden großen kulturellen Blöcke unterschätzt die Dynamik kultureller *Interpenetration* und das Entstehen von hybriden Mischkulturen. Seine Schlussfolgerung jedoch, dass wir unausweichlich auf eine multikulturelle Welt zugehen, weil die globale Hegemonie einer Kultur unmöglich sei, ist als eine realistische Einschätzung überzeugend. Für ihn folgt daraus, dass die bewusste Anerkennung einer globalen Multikulturalität eine Grundbedingung für globale Sicherheit ist. Die unterschiedlichen Kulturen der Welt haben, nach seiner Meinung, genügend Gemeinsamkeiten an grundlegenden Wertorientierungen, sodass die Kommunikation zwischen ihnen möglich ist. So plädiert Huntington am Schluss seines Buches für den Aufbau einer internationalen Ordnung auf der Grundlage der Kulturen als sichersten Schutz gegen einen möglichen Weltkrieg. Sein Ansatz ist freilich so sehr auf das Durchspielen möglicher und durchaus gewaltsamer, d. h. militärischer Konfliktszenarien ausgerichtet, dass dieses abschließende Plädoyer den Eindruck einer *self-fulfilling prophecy* in seiner Analyse nicht völlig entkräften kann.

II.

Die Initiativen auf der Ebene der Vereinten Nationen setzen daher folgerichtig an bei der Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen den Kulturen, d. h. nach den Elementen, die einen Dialog und den wechselseitigen Austausch ermöglichen und so dem Drohszenario eines „Kampfes der Kulturen“ als wirksame Alternative entgegengesetzt werden können. Die Verfechter dieser Initiativen sehen darin ein „neues Paradigma“, das kulturelle Vielfalt nicht als Bedrohung, sondern als Chance für gemeinsames Wachstum versteht. Die Grundidee der Vereinten Nationen selbst ist auf die Anerkennung dieser Vielfalt ausgerichtet; wachsende weltweite Integration und die Herausbildung einer gemeinsamen Grundlage von Wertorientierungen schließt die Bewahrung unterschiedlicher kultureller Identitäten nicht aus. Wirklicher Dialog lebt von der wechselseitigen Anerkennung dieser vielfältigen Kulturen; er zielt auf wechselseitiges Verständnis und wirkt der Neigung entgegen, Andersartigkeit als Bedrohung und damit als Rechtfertigung für gewaltsame Abgrenzung zu interpretieren. Die Förderung eines Dialogs zwischen den Kulturen und Zivilisationen wird so zu einem wichtigen Element in einer Politik der Friedenssicherung nach dem Ende des Kalten Krieges und unter den Bedingungen der Globalisierung.

Diese weit ausgreifende und anspruchsvolle Perspektive lässt sich freilich nicht leicht in ein Aktionsprogramm umsetzen. Zudem sind die Auswirkungen der Globalisierung auf den Bereich der Kulturen bislang alles andere als eindeutig, und der Aufruf zu einer positiven Wertung von kultureller Vielfalt und globaler Multikulturalität läuft angesichts der realen Konflikte leicht ins Leere. Für den Ansatz einer Ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt in Parallele zur entsprechenden UN-Dekade ist es jedenfalls eine wichtige Beobachtung, dass die mit dem Ende des Kalten Krieges verstärkt einsetzende Globalisierung zu einer spürbaren Steigerung des Konfliktpotentials beigetragen hat, sodass hin und wieder von einer „Kultur der Gewalt“ gesprochen wird. Die Zusammenhänge bedürfen – zumal auf dem Hintergrund der Thesen von Samuel Huntington – einer gründlichen Analyse, die hier nicht geleistet werden kann. Einige Anmerkungen müssen genügen.

Die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (Harare) hat sich in einer ausführlichen Stellungnahme mit der Herausforderung und den Auswirkungen der Globalisierung befasst und eine Reihe von spezifischen Empfehlungen formuliert („Der Herrschaft widerstehen – das Leben bejahen: die Herausforderung der Globalisierung“ in: Gemeinsam auf dem Weg. Offizieller Bericht der Achten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Harare, hg. von Klaus Wilkens, Frankfurt/M. 1999, 343ff). Der Text beginnt mit der Feststellung: „Globalisierung ist eine Realität der modernen Welt – eine unausweichliche Tatsache unseres Lebens. Alle Menschen sind davon betroffen. Die Globalisierung ist nicht nur ein ökonomisches, sondern ebenso ein kulturelles, politisches, ethisches und ökologisches Problem“ (a. a. O., 343). Für den Zusammenhang der hier angestellten Überlegungen besteht kein Zweifel, dass sich der Prozess der Globalisierung über den wirtschaftlichen und finanziellen Bereich hinaus vielfältig auswirkt auf die kulturelle Dimension menschlichen Lebens. Dies gilt besonders für die Konsum- und Lebensgewohnheiten und für den Bereich der medialen Kommunikation, vor allem über das weltweite Netz des Satellitenfernsehens. Man spricht von der „Coca Cola“ und „McDonald“-Kultur; vor allem die junge Generation ist Adressat und zugleich aktiver Träger der Ausbreitung dieser stark amerikanisch geprägten „Einheitskultur“. Huntington stellt die These einer wachsenden kulturellen Homogenisierung in Frage, und sie bedürfte in der Tat gründlicherer empirischer Untersuchungen, um sich als tragfähig zu erweisen. Dennoch ist

kein Zweifel, dass die Auswirkungen der Globalisierung vielerorts in diesem Sinne wahrgenommen werden.

Dies gilt insbesondere für die zusammen mit dem Prozess wirtschaftlicher und finanzieller Globalisierung verbundene Ausbreitung und Durchsetzung von spezifischen Wertmaßstäben, wie z.B. die Wertschätzung individueller Freiheit, den Vorrang materieller Konsumorientierung, die Betonung von Leistung und dem sich Durchsetzen im Wettbewerb um Macht, Einfluss und Anerkennung. Der Prozess der Globalisierung unterwirft immer mehr Bereiche des Lebens der Logik des Marktes und dem Streben nach Wachstum und materiellem Gewinn. Diese impliziten oder auch ausdrücklich proklamierten Wertmaßstäbe höhlen zunehmend die traditionellen kulturellen Werte aus und sind zu einer Bedrohung für den Zusammenhalt von Gesellschaften und Kulturen geworden.

Diese Folgewirkungen der Globalisierung, d. h. das Aufbrechen von gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen und die Marginalisierung bzw. Ausgrenzung von ganzen Bevölkerungsgruppen aufgrund von Armut und fehlender Möglichkeit, sich am wirtschaftlichen Prozess zu beteiligen und zu behaupten, sind oft beschrieben worden und bedürfen hier keiner ausführlichen Darstellung. Wichtig ist jedoch, dass sich im Gegenzug gegen die Tendenz zur Unterwerfung immer weiterer Teile der Welt und des Lebens menschlicher Gesellschaften unter die reine Marktlogik deutlicher Widerstand zu formieren beginnt. So ist der Prozess der Globalisierung entgegen der Prognose, dass sich eine „Einheitskultur“ herausbilden werde, zum Auslöser geworden für die Wiederbelebung und oft militante Verteidigung ethnischer, nationaler, kultureller und religiöser Identitäten. Die verschiedenen Formen eines militanten, religiös-politischen Fundamentalismus können als eine Ausprägung des Widerstandes gegen die Globalisierung verstanden werden, der sich freilich durchaus mit Bestrebungen technologischer Modernisierung verbinden kann. Eine andere Form dieses Widerstandes ist der Versuch der Rekonstruktion ethnischer und nationaler Identitäten, vor allem unter Minderheiten, aber auch unter größeren Gruppen von Migranten und Einwanderern. Viele Beobachter stimmen darüber hinaus darin überein, dass der forcierte Prozess der Globalisierung an vielen Orten zu einer Wiederbelebung von Religion geführt hat, um der wachsenden Entfremdung und Sinnentleerung zu begegnen. Vor allem in den kulturellen Kontexten, die den westlichen Prozess der Säkularisierung, d. h. der Unterscheidung zwischen Religion und allgemeiner Kultur, nicht mitvollzogen haben, ist die Behauptung kultureller Iden-

tität unlösbar verbunden mit einer Erneuerung religiöser Traditionen und Sinndeutungen. Das deutlichste Beispiel hierfür bietet der sog. Islamismus, d.h. die Bemühung darum, eine umfassende islamische Kultur im Gegensatz zur sog. westlichen Kultur wiederzubeleben. Ein anderes Indiz ist die zunehmende religiöse Pluralität in traditionell homogenen Kulturen und Gemeinschaften und die Notwendigkeit für die traditionelle Mehrheitsreligion, sich in dieser Auseinandersetzung zu behaupten. So zeigt sich immer deutlicher, dass der Prozess der Globalisierung direkt oder indirekt zur Verstärkung kultureller Vielfalt und Diversifizierung beiträgt.

III.

Diese sich herausbildende Multikulturalität war auch der Kernpunkt der Analyse von Huntington. Aufgrund seines Verständnisses von Kultur als eines integrierten und in sich abgeschlossenen Ganzen von Strukturen, Verhaltensweisen und Werten erscheint Multikulturalität vornehmlich als die Quelle von möglichen Konflikten. So sehr er für eine Anerkennung globaler Multikulturalität als Schutz vor selbstzerstörerischen Konflikten plädiert, so wenig erscheint ihm innerhalb der einzelnen, von ihm herausgearbeiteten kulturellen Kontexte eine echte Multikulturalität als tragfähig. So fragwürdig viele der Thesen von Huntington im einzelnen sowohl theoretisch wie empirisch sein mögen, und dies gilt insbesondere für seinen Begriff von Zivilisation bzw. Kultur, so eindringlich bringen seine Untersuchungen zugleich die Konflikträchtigkeit einer globalisierten Welt zum Vorschein. Die Konflikte nehmen in der Tat zu, ja sie sind konstitutiv für die Dynamik des Prozesses der Globalisierung. Die Konflikte der Zukunft werden freilich kaum in erster Linie entlang der kulturellen Verwerfungslinien, wie sie Huntington zeichnet, aufbrechen; sie werden sich vielmehr konzentrieren auf die Auseinandersetzungen um Rohstoffe, Energieträger, Land und Wasser. Solche Konflikte müssen nicht, aber sie werden immer häufiger gewaltsam ausgetragen. Dazu trägt die globalisierte Wirtschaft mit den höchst gewinnträchtigen Märkten für Drogen- und Waffenhandel entscheidend bei. Die durchlässig gewordenen Grenzen und die bewusst vorangetriebene Deregulierung haben die Möglichkeiten der Kontrolle durch staatliche und zwischenstaatliche Organe stark eingeschränkt. Ethnisch-nationale bzw. kulturell-religiöse Gegensätze und Spannungen sind in den meisten Fällen nicht der Ursprung gewaltsamer Konflikte, sondern sekundäre Elemente, die von den Konfliktparteien im Interesse der Mobi-

lisierung und Konfliktbereitschaft der jeweiligen Bevölkerung gezielt eingesetzt werden. Huntingtons statischer und weitgehend unhistorischer Begriff von Kultur bzw. Zivilisation führt ihn in seiner Analyse zu einer einseitigen Überbewertung kulturell-religiöser Gegensätze als Hauptquellen potentieller Konflikte.

Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass die wachsende kulturelle und religiöse Pluralität in sich nicht stabil ist, sondern sowohl innergesellschaftlich wie zwischen den Gesellschaften und Kulturen ein hohes Konfliktpotential in sich birgt. Sie ruft daher nach einer neuen Form der bewussten Gestaltung der Beziehungen zwischen kulturellen und religiösen Traditionen. Jeder Versuch, die Konflikt- und Gewaltträchtigkeit der globalisierten Welt einzudämmen bzw. zu überwinden, wird ins Leere laufen, solange er sich lediglich auf die Symptome und ihre Abwehr konzentriert. In der globalisierten Welt gilt, was sich als Einsicht in Jahrhunderten der Entwicklung staatlicher Ordnung herausgeschält hat, nämlich dass wirksame Sicherheit in der bloßen Abwehr bzw. Abgrenzung von einem möglichen Konkurrenten oder Gegner nicht zu erreichen ist. Beständige Sicherheit kann es nur gemeinsam zwischen potentiellen Gegnern geben, d.h. sie sind zur Kooperation genötigt. Das Streben nach politischer oder kulturell-religiöser Hegemonie ist letztlich ebenso zum Scheitern verurteilt wie die Versuche globaler wirtschaftlicher Monopolbildung.

Der Versuch der Überwindung oder wenigstens der Eindämmung von Gewalt im Kontext lokaler Gemeinschaften, auf gesamtgesellschaftlicher oder zwischenstaatlicher Ebene muss daher eingebettet sein in die Bemühung um eine neue Grundorientierung, ein „neues Paradigma“, eine neue „Kultur“, die den Herausforderungen und Auswirkungen der Globalisierung zu begegnen vermag. Wenn es richtig ist, dass der Prozess der Globalisierung gerade nicht eine unausweichliche Homogenität, sondern zunehmende Pluralität zur Folge hat, dann wird die Überwindung von Gewalt nur möglich, wenn es langfristig gelingt, eine globale wie lokale Kultur der Kommunikation und des Dialogs zu entwickeln. In diesem Sinn ist der Aufruf der Vereinten Nationen zu einem Jahr des Dialogs der Kulturen ein entscheidender Schritt in die richtige Richtung. Dieser Schritt ist vorbereitet worden durch vielfältige Bemühungen im Umfeld interreligiöser Begegnung, die sich z.B. in der Erklärung zum Weltethos des Weltparlaments der Religionen 1993 in Chicago niedergeschlagen haben. Die Erklärung baut auf den Untersuchungen von Hans Küng über die gemeinsamen ethischen Grundorientierungen der großen religiösen Traditionen

auf und versucht, daraus einen Rahmen von verbindlichen ethischen Normen für eine globalisierte Welt abzuleiten. Im Zuge der Vorbereitung der diesjährigen Millenniumsvollversammlung der Vereinten Nationen sind weitere ähnliche Versuche unternommen worden, wie z.B. die kürzlich vorgestellte „Erdcharta“. Unmittelbar vor der Vollversammlung wird zudem eine „Weltfriedens-Gipfelbegegnung“ von führenden Repräsentanten der religiösen Gemeinschaften der Welt stattfinden.

Es ist kein Zweifel, dass der Aufbau einer „Kultur des Dialogs“ nur gelingen kann, wenn es gemeinsam akzeptierte Regeln gibt, die die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Partnern – ob Gesellschaften, Kulturen oder Religionen – regeln können. Dialog bedeutet nicht eine Leugnung der Spannungen und möglichen Konflikte zwischen unterschiedlichen kulturell-religiösen oder national-ethnischen Identitäten. Der Dialog will diese Gegensätzlichkeit in eine konstruktive Wechselseitigkeit überführen und so für beide bzw. alle Partner zur Erweiterung ihrer Identität beitragen. Wenn daher von einer „Kultur“ des Dialogs, des Friedens und der Gewaltlosigkeit gesprochen wird, dann handelt es sich nicht um den verdichteten Begriff einer ganzheitlichen Kultur, deren Profil allzu oft gerade durch die Abgrenzung vom Andersartigen bestimmt wird.

Die Dekade zur Überwindung von Gewalt will den Versuchen zum Aufbau einer solchen neuen Kultur des Dialogs, des Friedens und der Gewaltlosigkeit auf die Spur kommen, gerade indem sie den konkreten und konstruktiven Ansätzen im Widerstand gegen die sich ausbreitende Kultur der Gewalt nachgeht. Kulturen werden nicht systematisch als integrale Systeme entworfen. Sie entwickeln sich in kommunikativen Prozessen und sind einer ständigen Transformation unterworfen. Neben der Wiederbelebung und militanten Verteidigung traditioneller kultureller Identitäten im Widerstand gegen die Globalisierung gibt es heute immer mehr Beispiele für die Entwicklung neuer kultureller Muster und Verhaltensweisen, die sich im begrenzten lokalen Kontext herausbilden und bewähren und durch Prozesse der Vernetzung wechselseitig verstärken. Das primäre Interesse ist hier nicht auf die Herausbildung eines neuen Wertesystems oder eines Weltethos ausgerichtet, sondern darauf, die Konfliktrichtigkeit gegensätzlicher Identitäten und Kulturen in konstruktive Energie zu überführen.

Der „Kampf der Kulturen“ ist daher keineswegs unausweichlich. Die Dekade zur Überwindung von Gewalt weist ebenso wie die parallele Dekade der Vereinten Nationen auf die vor uns liegende Aufgabe hin, die potentiell konfliktrichtige Multikulturalität einer globalisierten Welt zu

transformieren in Richtung auf eine wirkliche Kultur des Dialogs und der Wechselseitigkeit. Feierliche Erklärungen und Konferenzen der Vereinten Nationen können das Bewusstsein schärfen für die hier gestellte Aufgabe. Die Herausbildung einer solchen alternativen Kultur, die den Herausforderungen und Auswirkungen der Globalisierung zu begegnen vermag, wird sich jedoch vollziehen in der Vernetzung und wechselseitigen Verstärkung der Erfahrungen und Einsichten von Menschen in ihrem jeweiligen Lebensumfeld. Darin liegt die besondere Chance der Ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt.